

Durch die Wüste...

Tunesien – auf den Spuren von Kara Ben Nemsi

Text und Fotos Frank Hoffmann

„Wir hatten ein Gelände erreicht, auf dem Tal und Hügel wechselten. Die wellenförmigen Erhebungen bestanden zwar aus hartem, haltbarem Salz, die Talmulden aber aus einer zähen breiartigen Masse, in der sich nur einzelne schmale Punkte befanden, auf denen Mensch und Tier nur unter höchster Aufmerksamkeit und mit der größten Gefahr zu Fuß vermochten. Und dabei ging mir, obwohl ich auf dem Pferd saß, das grüne Wasser oft bis an die Oberschenkel, so daß die Stellen, auf denen man sicher war, erst unter der Flut gesucht werden mußten. Dabei war das allerschlimmste, daß der Führer und dann wieder auch die Tiere diese Stellen erst prüfen mußten, ehe sie sich mit dem ganzen Gewicht darauf wagen konnten, und doch war dieser Halt so gering, so trügerisch und verräterisch, daß man keinen Augenblick zu lange darauf verweilen durfte, wenn man nicht versinken wollte – es war fürchterlich.“*)

Obwohl vorangegangener Text bereits vor über 100 Jahren zu Papier gebracht wurde, geht es uns im Augenblick ähnlich.

Damals ließ Karl May mit diesen Zeilen seine Helden Kara Ben Nemsi und dessen treuen Diener und Gefährten Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawuhd Al Gossarah den Großen Salzsee – das Chott el Djerid – mit Reittieren überqueren.

Wir sind mit ein paar Pferdestärken mehr angetreten. Aber eines unserer Fahrzeuge ist allerdings schon versunken und steckt bis zu den Achsen im Salz. In solchen Augenblicken stellt sich mir die Frage: „Was tust du eigentlich hier – hier mitten auf dem Chott el Djerid, morgens um sieben?“

Übers Chott el Djerid

Aber die Antwort ist eigentlich ganz einfach. Mit drei Fahrzeugen – drei VW-Bullys – waren wir aus Deutschland aufgebrochen, um das nordafrikanische Land Tunesien unter die Räder zu nehmen.

Im Hafen von Tunis waren wir vor einigen Tagen angekommen und durch die Weinplantagen von Mornag zum Kamelmarkt nach Nabeul gereist. Wir hatten das gigantische Kolosseum von El Djem bestiegen und uns von einer Berberfamilie an der Küste bei Sfax zum Couscous-Essen einladen lassen. Wir waren hinaufgefahren in die heimeligen Bergoasen Tamerza und Chebika und hatten gebadet in den warmen Bewässerungsgräben der Oase Tozeur unter malerischen Dattelpalmen.

Heute morgen aber waren wir aufgebrochen, um den Großen Salzsee zu überqueren. Noch

in der Dunkelheit hatten wir unser idyllisches, gemütliches Camp inmitten der Palmengärten von Tozeur verlassen und erreichten über das armselige Nest Degache die Einfahrt zum Chott el Djerid.

Zuerst ging es mal an verrosteten Verbotsschildern vorbei. Die nächsten Kilometer pflügen wir durch lockeren Sand. Nur die fast verwehten Radsuren von Lastwagen zeigen uns in etwa den Weg. Endlich ist der Sand zu Ende. Um jedoch die etwas festere Erdpiste zu erreichen, bietet sich erst mal eine hundert Meter lange Schlammassage an.

Das erste Fahrzeug bewältigt schlingend und schlappernd die Pampe und gerät wenige Meter, bevor die Pnens sich über einigermaßen festen Boden hätten freuen können, in eine lockere Salzsänke.

Wie gesagt, das Fahrzeug steckt nun bis zu den Achsen im lockeren Salz. Der unglückliche Fahrer gibt zornig Gas. Langsam wühlt sich das Fahrzeug noch tiefer und sitzt endlich mit dem Bodenblech auf. Ungeduld wird





hier umgehend bestraft. Mit Hilfe von Beduinen, die uns entgegenkommen und mit ihren Eselkarren in der Nacht das Chott überquert hatten, kommt der VW-Bus endlich frei.

Wir beiden anderen „Wüstenpiloten“ prüfen die Schlamm- und Salzpiste noch einmal sorgfältig zu Fuß, bevor wir mit mehr Glück auf festerem Untergrund zur Weiterfahrt starten.

Fremdenlegionäre und Strafgefangene hatten vor Jahrzehnten diese Piste erbaut, die teils als Erddamm durch das Chott von Degache nach Kebili im Süden verläuft. Viel Zeit, die man sonst aufwenden müsste, um den Salzsee zu umfahren, kürzt die zirka 70 Kilometer lange direkte Strecke ab. In der absolut trockenen Jahreszeit ideal. Nach leichten Regenfällen in den umliegenden Gebirgen jedoch sammelt sich in dieser gigantischen Senke genug Feuchtigkeit, um die sonst steinharte Salzkruste aufzuweichen und sogar offene Wasserflächen zu schaffen.

Immer dann wird auch die Legionärspiste unterspült und zum Teil weggerissen. Natürlich bessert das Straßenbauamt jedes Jahr die größten Schäden aus, aber Mutter Natur ist schneller als Ali mit der Schaufel, selbst die neuerdings eingesetzten modernen Caterpillars kommen kaum nach.

VW-Bus als Amphibienfahrzeug?

Die Sonne steht schon recht steil und die Luft fängt knapp über der endlosen Salzfläche zu flimmern an. Wir rollen über diese topfebene weiße Fläche, deren Horizont vor und hin-

nem Durchmesser von etwa fünf Metern die Weiterfahrt versagt. Klares salziges Wasser blubbert wie aus einem gewaltigen Brunnen über die Strecke und verwandelt das weite Umfeld in einen salzigen, erdigen Morast. Fahrspuren gehen vom unterbrochenen Erddamm hinunter, verschwinden nach ein paar Metern in einem morastigen Tümpel, um nach etwa zwanzig Metern auf der anderen Seite des Wassers wieder aufzutauchen, und im weiten Bogen die Piste zu erreichen. Wir stehen noch etwas ratlos da, als zwei hochbeinige Landrover, die brummend hinter uns auftauchen, zeigen, wie man es macht: Sie verlassen über die steile hüfthohe Böschung die Straße, fahren auf das Wasser zu, mahlen sich langsam durch die schlammige Flut und verschwinden Minuten später als flimmernde Silhouetten in der Ferne.

Was die graugrünen englischen Geländewagen mit Allradtechnik und Kraft bewältigten, müssen wir allerdings mit Schwung und Risiko in Angriff nehmen. Weit über die Knie reicht uns das morastige Nass beim vorsichtigen Durchwaten der Furt. Einige größere Felsbrocken am Grund können wir mit den nackten Füßen erstasten und werden uns ihre Position merken, um nicht mit den Rädern unserer Bullys dort hängen zu bleiben.

Meterhoch spritzt Schlamm und Wasser! Ein Fahrzeug nach dem anderen spurtet nach kurzem Anlauf und kräftig dosiertem Gas durch die salzige, dunkle Schlammwasserpampe. Tief tauchen die vorderen Stoßfänger ein. Für Bruchteile von Sekunden schieben die Minibusse eine gewaltige Bugwelle vor sich her, die dann wie von einer Explosion emporgeworfen wird, um zischend zu zerplatzen. Wie ein gigantischer Saugnapf versucht der Tümpel die schlitternden und hüpfenden Volkswagen festzuklammern. Die Antriebsräder haben kaum noch Traktion. Nur ein beherzter Tritt aufs Gaspedal befördert die Autos wieder aufs feste Salz. Mit etwas zu viel Schwung schiebt sich mein Fahrzeug gleich nochmal in die nächste Schlammfläche. Nur mit Glück und durchdrehenden Reifen erreiche ich festeres Terrain und mache einen gewaltigen Satz die Böschung hinauf zur eigentlichen Straße.

Über weitere Salz-, Sand- und Wellblechpisten erreichen wir endlich Kebili und verlassen damit das Chott. Fünf Stunden hatten wir für die rund 70 Kilometer gebraucht – und gute Nerven.

Berber und Höhlendörfer

Der nächste Tag sieht uns noch ein Stück weiter im Süden. Hier umgibt uns nur noch die Sahara. Rechts und links der Straße zeugt da und dort rostiger Stahlschrott noch immer vom Wüstenfuchs Rommel auf Afrika-Feldzug.

Wir erreichen Matmata – eines der archaischesten Höhlendörfer Tunesiens. Die Bewohner haben sich allesamt in den weichen Kreideboden gegraben. Zehn Meter tiefe, mehr oder weniger runde Trichter mit einem Durchmesser von bis zu 30 Metern bilden die Höfe, von denen dann die Wohnungen waagerecht in den Fels getrieben sind. In der erbarmungslosen Hitze bot diese Art des



ter uns jetzt langsam anfängt in der Hitze zu wabern. Klare Konturen verschwimmen in der Ferne. Fasziniert bewegen wir uns durch diese Landschaft, die jedes Leben zu ersticken droht. Wir fahren mit offenen Türen und der Fahrtwind bringt uns die Erfrischung eines heißen Föhns.

Da plötzlich, nach einem Dutzend unbeschwerter Kilometer ist die Piste wieder weg. Wir starren in ein tiefes Loch, das uns mit sei-

Wohnens eine erträglich kühle Behausung für Mensch und Tier.

An die fünfhundert Wohntrichter sind über die leicht hügelige Landschaft verstreut. Die meisten davon entdeckt man erst, kurz bevor man hinein stolpert. Gegen ein obligatorisches Bakschisch dürfen wir hinunter klettern.

Am Nachmittag nehmen wir die Bergpiste über das Dahar-Gebirge Richtung Médenine unter die Räder. 60 lange Kilometer kämpfen wir mit gewaltigen Schlaglöchern, in denen man weitere Wohnhöhlen vermuten könnte. Zur Abwechslung rollen wir zwischendurch stundenlang über „Wellblech“, das mal wieder an sämtlichen Schraubverbindungen nagt.

Gesteinsformationen, die beim Herausprengen der Straße ans Tageslicht trafen, liegen vor uns wie Stufen, über die wir die Busse oft nur mit Schrittgeschwindigkeit bewegen. Treppauf und treppab – Kilometer für Kilometer. Die atemberaubende Landschaft lässt die materialtötende Strecke jedoch fast vergessen. Weit geht der Blick von hier oben auf eine rötlich-ockerbraune Wüstenebene. Nur eine Schafherde mit einem einsamen Hirten begegnet uns unterwegs.

In Médenine, das für seine Webteppichherstellung bekannt ist, finden wir schnell die berühmten Ghorfas. Die langgestreckten auf- und übereinandergesetzten Tonnengewölbe dienten den Djefara-Nomaden als Vorrathshäuser. Heute beherbergen sie oft Teppichläden und Souvenirshops für eilig herangefahrene Badetouristen von der nahen Insel Djerba.

Zum südlichsten Punkt unserer Reise kommen wir in Foum Tatahouine. Auf der asphaltierten Straße, die in Richtung der libyschen Wüste führt, erreichen wir den eigentlich unbedeutenden Verwaltungsort. Heute jedoch ist Markttag, wie jeden Montag und Donnerstag, und das kleine Zentrum, des in der Hitze brütenden Städtchens platzt fast aus allen Nähten. Berber aus weit entfernten Höhlendörfern, stolze Halbnomaden aus der Weite der Djefara und tief verschleierte Araberinnen schieben sich über Plätze und Gassen. Biblische Gestalten bieten ihre Ware an. Frauen huschen von Stand zu Stand, feilschen um Gemüse oder bonbonfarbene Plastikeimer. Auch Kamele, Esel und Ziegen sollen die Besitzer wechseln. Wir können einem schweren Messingmörser nicht widerstehen und meine Kamera saugt die abenteuerlichen Gesichter förmlich in sich hinein. Frauen lassen sich nicht so gerne aufnehmen, aber die meisten Männer lächeln stolz ins Objektiv.

Eine weitere knappe Stunde abseits liegt das Bergdorf Chenini, das von Djerbalia-Berbern bewohnt wird. Dorthin kämpfen wir uns mit den Bullys wieder durch Wadis und über Schotterpisten, bevor wir direkt neben der kleinen Moschee parken können. In den steilen Hang des Berges sind unzählige Wohnhöhlen eingegraben. Die winzigen kleinen davorgemauerten Vorhöfe wirken auf uns wie Schwalbennester.

Wir sind noch an den Autos beschäftigt, da schwebt auch schon eine Schöne, einen Esel vor sich her treibend, den steilen Pfad herunter. Dabei weht der selbst gewebte rote Haik, ein Umhang, ganz typisch für die Berberfrauen dieser Gegend, um ihren Körper. Das ist aber auch das Einzige, was im Augenblick hier weht. Die Luft steht still. Es rührt sich kein Hauch. Das Thermometer hat sich auf über 40 Grad hinauf gequält.

Pirateninsel Djerba

Etwas angenehmere Temperaturen herrschen am Palmen gesäumten Strand von Zarzis. Wir campieren neben einer kleinen, schmucken Hotelanlage und dürfen die sanitären Einrichtungen sowie den Thermal-Swimmingpool des Hotels mitbenutzen.

Über den uralten Römerdamm erreichen wir am folgenden Tag die Insel Djerba. Hier auf diesem schon von Homer beschriebenen Eiland am Rande der Wüste lassen es sich nicht





nur die heutigen Urlauber gut gehen. Auch Phönizier und Römer besaßen Stützpunkte. Dann folgten Vandalen, Byzantiner, Araber und Normannen. Auch Freibeuter und Piraten fühlten sich hier wohl und sicher. Und jetzt sind wir da.

Vorüber an den Hotelstränden von Sidi Mahrez, die trotz der Millionen europäischen Touristen nur wenig von ihrer ursprünglichen Schönheit eingebüßt haben, rollen wir nach Houmt Souk. Hier endlich können wir einen Reifen vulkanisieren lassen, mit dem wir uns vor Tagen zwei gewaltige Nägel eingefangen hatten. Die Werkstatt sieht zwar wenig vertrauenserweckend aus, ist aber schnell und billig. Wir nutzen den Stopp in Djerbas „Hauptstadt“ auch gleich zum Auffüllen unserer Vorräte und natürlich landet auch das eine oder andere Souvenir im Reisegepäck.



Die Dattelpalmen an der Westküste Djerbas stehen hier sehr einsam. Die meisten Hotels der sonnenhungrigen Besucher liegen im Osten der Touristeninsel.

Wir haben eine kleine Wagenburg unter besagten Palmen aufgebaut, aalen uns am Strand und machen ein wenig Urlaub. Auf einem ausgedehnten Strandspaziergang treffen wir nur auf eine Gruppe abenteuerlich aussehender Fischer. Sie kauern zwischen ihren uralten Holzbooten, die sie auf den flachen Sandstrand gezogen haben und laden uns zum Tee ein. Eine pechschwarze verbrannte Metallkanne steht direkt in der Glut. Immer wieder wird der Tee im hohen Bogen ins Glas gegossen und dann zurück in die Kanne gekippt. Endlich hat er die richtige Konsistenz. Reihum werden die winzigen Gläser gefüllt, schwarzbraun, süß und bitter. Glühendheiß rinnt er durch die Kehle. Drei Gläser soll der Gast zu sich nehmen – das ist Tradition und Sitte. Eines abzulehnen oder ein viertes zu verlangen wäre mehr als unschicklich. Ein Teil des frischen Fanges wechselt danach den Besitzer und am Abend grillen leckere



Fische über unserem glühenden Holzkohlenfeuer.

Ein Tagesausflug bringt uns von hier an die Südküste. Wir besuchen Guellala, das Dorf der Töpfer, wo bereits in der Antike Tonzeug hergestellt wurde. Im Hafenörtchen Adjim bewundern wir die herrlichen Naturschwämme, die nebeneinander aufgefädelt in der Sonne wie goldgelbe Girlanden leuchten. Die bunten Boote der Schwammtaucher dümpeln träge in der Dünung.

Am nächsten Morgen jedoch trennen sich unsere Wege. Die Besatzung der beiden anderen Fahrzeuge möchte auf einem feudalen Campingplatz im nördlichen Hammamet die restlichen zwei Wochen verbringen.

Uns, meine Frau und mich, hat die Abenteuerlust allerdings noch lange nicht verlassen. Im Gegenteil. Aber auch wir verlassen mit der Fähre von Adjim zwei Tage später die Insel und setzen zum Festland über.

Kairouan – zum Lob Allahs!

Tags darauf erreichen wir Kairouan. Mit der gewaltigen Sidi-Okba-Moschee zählt die Stadt neben Mekka, Medina und Jerusalem zu den vier heiligen Städten des Islams. Auch hier herrscht eine unglaubliche Hitze, so dass wir gerne den Schatten der Moscheen und Mauern nutzen, um die Stadt ein wenig zu entdecken. Gewaltig ragt das Minarett der mehr als tausendjährigen Großen Moschee über deren mit Marmor gepflasterten Hof und die Schatten spendenden Arkadengänge, die auch wir betreten dürfen. Der große Gebetssaal ist allein den Gläubigen vorbehalten. Kairouan ist aber auch die Stadt der Teppiche. Überall schmücken die geknüpften oder gewebten Kunstwerke als Blickfang die Fassaden der unzähligen Anbieter im lebhaften Souk. Mit viel Tee und großen Gesten weisen die Händler lautstark auf die Unverzichtbarkeit eines Kaufes hin. Entlang der beeindruckenden Stadtmauer wandern wir zum Bir Barouta. Dieser Brunnen – so erzählt es unser junger tunesischer Führer, der sich uns nachhaltig angedient hat – habe eine unterirdische Verbindung mit dem Brunnen Zem Zem in Mekka. Dem Dromedar, das unablässig im Kreis läuft, um Wasser für die frommen Pilger zu schöpfen, hat man die Augen mit einem grünen Schleier verbunden. Grün – die heilige Farbe des Propheten.

Wir hören das Plätschern des heiligen Wassers, das fast lautlose Tapsen des fleißigen Kamels und das hölzerne Knarren des





jahrhundertealten Schöpfrades und jetzt auch in der Ferne den Ruf des Muezzin zum Abendgebet.

Draußen vor den Toren sitzen wir an den Bassins der Aghlabiten. Seit dem neunten Jahrhundert sammeln diese beiden Becken die spärlichen Niederschläge für die Bewohner der heiligen Stadt und versorgen sie so mit dem Leben spendenden Nass. Mit seinen 128 Metern Umfang fasst das größere der beiden kreisrunden Bassins 50000 Kubikmeter des



Ain Drahan allerdings ist ein Städtchen aus unserer Zeit. Auf 800 Metern Höhe gelegen und umgeben von großen Korkeichenwäldern gilt der Ort als idealer Sommer- und Winterkurort.

Unsere Strecke führt weiter durch richtig grüne Wälder und erreicht irgendwann die Stadt Tabarka und damit die Küste im Norden Tunesiens. Wir stürzen uns erst mal in die gewaltige Brandung des Mittelmeeres.

Es ist wie im Urlaub! Sogar ein Langusten-Essen im Restaurant mit einer vorzüglichen Flasche „Sidi Rais Rosé“ lassen wir uns heute angedeihen.

Geheimtipp Cap Serrat

Nach Wochen des Herumvagabundierens und Entdeckens wollen wir vor unserer Rückreise nun doch noch ein wenig die Seele und den Körper baumeln lassen.

Am Cap Serrat, rund 60 km östlich der Hafenstadt Bizerte, finden wir einen kilometerlangen Sandstrand, ein Stück malerischer Steilküste und einen eindrucksvollen Euka-



lyptuswald, in dessen kühlem Schatten sich phantastisch campieren lässt.

Uns begegnen hier täglich nur zwei Menschen – allmorgendlich zieht ein junger Hirte mit seinen Ziegen und Schafen vorüber. Er freut sich immer auf ein Schwätzchen im Schatten und zeigt uns stolz jeden Morgen die neugeborenen Lämmer der letzten Nacht. Ein wenig später erscheint dann ein Fischer, der uns stets seinen frischen Fang anbietet. Der brutzelt dann allabendlich über unserem Feuerchen aus Eukalyptusholz. Schwimmen, schnorcheln, Fische ausnehmen, lesen und dösen in der Hängematte – so vergehen die Tage.

Langsam gehen uns die Vorräte aus. Seit zwei Tagen ernähren wir uns außer dem allabendlichen Fisch zum Frühstück und zur Mittagszeit mit Schnellpudding.

Bevor uns nun auch bald dieses köstliche Produkt aus dem Hause Dr. Oetger ausgeht, zwingen uns leider auch die bereits datierten Rückfahrtsickets unseres Schiffes dazu, dieses paradiesische Stückchen Erde zu verlassen.

Aber wir haben sie schon geplant – unsere nächste Reise „durch die Wüste“.



kostbaren Wassers. Die Sonne berührt im Westen schon fast den Bergrücken des Djebel Bargou, als wir mit unserem knallroten Bus die Ebene von Kairouan verlassen. Wir überqueren den Uē el Kebir und folgen dann der Straße bergauf Richtung Makthar.

Wir übernachten am Straßenrand im Atlasgebirge. Als wir am Morgen aufwachen, ist der Bus von Kindern umringt. Selbst bei der heute sehr flüchtigen Morgentoilette und dem eiligen Frühstück bleibt die neugierige Schar immer direkt „am Mann“.

Die Fahrtstrecke führt heute durch ein geschichtsträchtiges Terrain, in dem schon die Römer ihre Spuren hinterließen. Dogga zum Beispiel zeigt römische Ruinen, die auf einem Boden stehen, der seinerseits bereits in punisch-numidischer Zeit besiedelt war.

Auch Bulla Regia zeigt noch die Reste römischer Villen mit beachtenswerten Mosaiken.



*) Karl May, Band 1 „Durch die Wüste“